

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 47

Artikel: Im Bahnhofwartaal
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Afrika. Ich hätte mich am liebsten „gedrückt“. Leider hatte ich aber viel zu vielen Personen von meinem Flug nach München erzählt. So verhinderten mich diese Prestige-Gründe, im letzten Moment auf den Flug zu verzichten. Schließlich hatte schon mancher Afrikaforscher nur um des Neuen, Geheimnisvollen willen sein Leben auf das Spiel gesetzt. Warum sollte ich nicht für den Flug ein persönliches Opfer bringen? Mit diesem auffrisiertem Heldentum betrat ich die Kabine, um schon fünf Minuten nach dem Start zu finden, daß der Verkehrsflug eine viel einfachere Sache ist, als die Eisenbahnfahrt. Es schien mir auch, die Möglichkeit bestünde immerhin, daß ich mit meiner Angst und dem Heldentum ein großer Held gewesen sei. Und eine Viertelstunde später wußte ich es endgültig, daß ich tatsächlich ein sehr, sehr großer Held gewesen war.

Ohne einen weiteren Angstfall sollte allerdings die Reise nicht zu Ende gehen. Aber er stellte sich erst ein, als wir in München im Auto dem Stadtzentrum zufuhren. Bei jeder Straßenecke befürchtete ich, unser Auto würde oder müßte mit einem andern zusammenstoßen!

Meine Frau.

Sie sprach eine ganze Viertelstunde vor und dann nach dem Start (insgesamt also während 30 Minuten) kein Wort. Ein einzig dastehendes Ereignis in unserer vierjährigen Ehe! Sie war noch nach Winterthur am Riemen festgeschnallt. Krampfhaft blickte sie nach der Decke der Kabine oder zum Himmel empor, ostentiv das herrliche Panorama zu Füßen neugierend. Sie tat am dümmsten von allen zehn Passagieren, obgleich sie behauptet, die hübsche Wienerin hinter mir habe noch dümmner getan. Aber auch das Selbstbekenntnis ist vielsagend. Erst über der Thur wurde sie teilnehmend. Vom Bodensee an waren unsere Entdeckerfreuden gegenseitig. Im Angesicht der Türme der Frauenkirche klatschte sie begeistert in die Hände und tat wenige Minuten später auf dem Flugplatz einen ganz unweiblichen Luftsprung. Auf dem Marienplatz machte sie mir die Eröffnung, sie werde in Zukunft ein Flugzeug mit der gleichen Selbstverständlichkeit besteigen, wie den Tramwaywagen. Was dann tatsächlich auch geschah!

Mein Sohn.

„Ich fliege gerne mit Dir nach München, das macht mir gewiß nichts. Aber wegen der Heimreise mit der Eisenbahn habe ich Angst. Ich glaube, daß mir schlecht wird von dem langen Fahren.“ So schrieb mir mein Dreizehnjähriger aus den Ferien. Er deutete damit ungewollt an, welche Wohltat man den Kindern bei langen Reisen mit dem Luftweg erweist. Mein Dreizehnjähriger hat merkwürdigerweise gar keine Angst gehabt. Er sprang begeistert und jubelnd vom Sitz, als er die Erde zurückweichen sah. Er verfolgte interessiert die Zeiger des Höhenmessers und des Kilometerzählers. Beim Start versicherte er mir, vor der Landung wolle er sich angurten, weil eine Aufschrift in der Kabine dazu riet. Aber als es hinter Nymphenburg zur Erde ging, dachte er nicht einen Moment mehr an den Lederriemen. Er erkundigt sich seither bei jeder Gelegenheit nach den Existenzbedingungen und Anforderungen, die an einen Piloten gestellt werden und glaubt, letzten Endes könnte ihm einst auch der Funterberuf zuzagen.

Meine beiden Jüngsten.

Sie haben zwar erst einen Rundflug über Zürich hinter sich. Sehr wenig und doch so viel, um das Schenken nach einer mehrstündigen Luftreise zu wecken. Mit ihren neun und zehn Jahren fanden die zwei Mädchen, es sei im Flugzeug gerade wie im Bett! So weich, so ruhig! Nur etwas Lärm sei vorhanden. Wo in einem Schaufenster ein Flugplakat oder das Modell eines Flugzeuges ausgestellt ist, bleiben sie nun stehen, um festzustellen, ob ein-, zwei- oder dreimotorig, ob Ein- oder Zweidecker, ob Ober- oder Unterdecker. Handelt es sich aber gar um einen einmotorigen Oberdecker, so schauen

sie flugs nach der Nummer, denn es könnte ja CH 142 sein, die Maschine, die sie über See und Stadt getragen hat.

Sie sind geflogen trotz den Warnungen mehrerer alten und jungen, tatsächlichen und improvisierten Moraltanten und lachen alle aus, die von außerordentlichen Gefahren im Verkehrsflugzeug sprechen. Nicht zuletzt mein ältestes Töchterchen, das einzige noch an der Erde lebende Familienglied. Meine Jüngste meinte leztlich: „Papa, wenn Du etwas in die Zeitung schreibst über unsern Flug, so verlaß nicht zu sagen, Deine älteste Tochter sei ein Kamel, weil sie Angst vor dem Fliegen hat!“

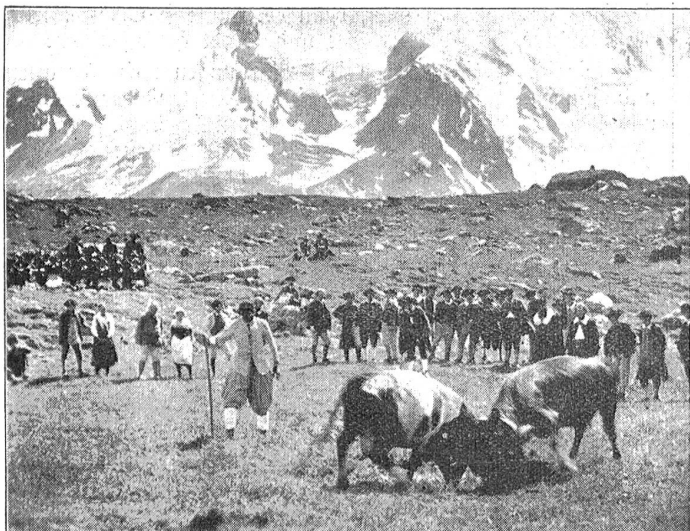
Im Bahnhofswartsaal.

Bis zur Abfahrt meines Zuges habe ich fast eine Stunde Zeit. Eine schneidende Kälte läßt mich den Wartsaal aufsuchen. Es ist dies ein hoher, düsterer Raum, dessen Wände größtenteils Fahrpläne und Plakate decken. Schlecht gereinigte Fenster verbreiten ein Dämmerlicht, in den Winkeln liegen schwarze Schatten, und nur am Abend, im Scheine der Leuchter, liegt milde Freundlichkeit über dem Raum. Alles macht den Eindruck von Verbrauchtem, die Tische, Stühle, Bänke. Überall liegt und fliegt Staub, die Luft ist trocken, verbraucht. . . .

Allerlei Volk trifft hier zusammen, reich und arm, alt und jung, groß und klein. Und aus aller Augen spricht Unbehagen. Ein gegenseitiges Mißtrauen liegt über den Anwesenden, man prüft, schätzt, wägt ab. . . . Manche bleiben lange, manche nur Minuten. Etwas Fieberhaftes läßt niemanden zur Ruhe kommen. Einzelne gehen auf und ab, andere zeichnen mit Regenstickern oder Stock Figuren auf den Fußboden. Man spricht gedämpft, leise, eine Scheu liegt in aller Augen. Etwas Unbeiständiges, Zerstreutes, Nervöses spricht aus allen Bewegungen. Aber alle machen etwas, geben sich wenigstens den Anschein hierzu. Es geschieht flüchtig, ohne inneres Dabeisein. Denn im Tiefinnersten ist man anderswo, außerhalb des Warteraumes, bei lieben Verwandten, bei Freund oder Feind, am Krankenlager, bei Kummer und Glend, vielleicht auch bei Freude und Glück.

Eine schwarzgekleidete Mutter hat rotgeweinte Augen. Ein tiefer Schmerz durchzittert ihre Stimme, wenn sie zu den beiden Buben spricht. Eine andere Frau schütteln von Zeit zu Zeit Hustenanfälle. Hohwangig und zusammengesunken sitzt sie da. Ihre dunklen Augen reden von Krankheit und Sorge. . . . Ein altes Mütterchen vergewißert sich mit scheuem Griff immer wieder, ob es sein Geld noch auf sich trägt. Ein junges Mädchen liest einen Brief, einmal, zweimal. Im Gesicht liegt ein Leuchten. Der eine sucht zu lesen, aber man sieht, seine Gedanken sind anderswo. In kurzen Pausen sieht er auf die Bahnhofsuhr. Ein anderer trommelt am Fenster. Sein Mund umspielt ein glückliches Lächeln. Jetzt zieht er eine Photographie aus der Tasche und betrachtet sie lange. Plötzlich fährt draußen ein Zug ein. Eilends geht er hinaus. Wie erlöst stehen verschiedene Personen auf und folgen nach. Dann wird's wieder still.

Auf einmal zerreißt das Schreien eines Kindes die Stille. Zornig, unmutig treffen zuckende von Augen den kleinen Wurm, der es wagt, anders zu sein als die andern. Die Mutter wird ob den Blicken rot und verlegen und beugt sich tief über das Kind. Neben mir zieht einer eine Vorladung vor Gericht aus der Tasche. Er sumt über dem Papier und seine Hände ballen sich. Zwei Buben kommen hereingestolzt. Durch die andere Türe geht die wilde Jagd. Strafende Blicke folgen ihnen. Alles will einsam sein, dem eigenen Ich horchen. Dort nimmt einer alle fünf Minuten den Fahrplan hervor. Er wird immer aufgeregter, seine Füße zucken auf und ab, er sitzt wie auf Feuer, und Schweiß bricht hervor. Er hält es nicht mehr aus, steht auf und geht. Eine Dame seilt geistesabwesend an den Fingernägeln herum. Ein Jüngling



Aus dem Petronella-Film: Kuhkampf auf Praz gras.

sitzt auf einem Reisekoffer, und sein Blick schaut ins Leere. Seine Gedanken suchen die Mutter, das Vaterhaus . . .

Alle fühlen sich unfrei, wie Gefangene, unter einem Zwange hier zusammengeführt. Niemand möchte hier lange bleiben. Der Portier reißt die Türe auf und ruft mit knarrender Stimme eine Abfahrzeit in den Saal. Alle Ohren haften seine Worte. Verschiedene Personen springen auf, raffen das Gepäck zusammen und eilen wie erlöst von dannen. In Ungeduld bleiben andere zurück, bis auch sie der Raum freigibt.

Unterdessen ist meine Zeit um. Ich folge andern Menschen und eile zum Zuge. Eine Minute später sitze ich im Bahnwagen und denke, träume weiter von tiefmenschlichem Geschehen, das überall zu einem spricht und besinnliche Menschen immer wieder zum Aufhorchen zwingt.

ar.

Ueber die Entstehung des Petronella-Films.

Es ist nicht so leicht, in einem französischen Hochtal des Wallis, wo niemand ein deutsches Wort redet, einen deutschen Film aufzunehmen. Es war beinahe wie eine Expedition in ein fernes fremdes Land, denn wer weiß in Berlin etwas von Evolène und Arolla, und wer unter den drei Dörfern des obersten Val d'Hérens (Eringertal) hätte sich je träumen lassen, daß sie von heute auf morgen ihre bäuerliche Tätigkeit so zu sagen an den Nagel hängen und den ganzen Juli und tief in den August hinein am Petronella-Film mitwirken würden. Zwar hatten der Pfarrer und der Gemeinderat von Evolène mündlich und schriftlich von dem Inhalt des Romans Kenntnis erhalten und ihre Unterstützung zugesagt und mit den Hotelbesitzern waren die nötigen Vereinbarungen getroffen worden. Allein als die Filmkünstler, hohe nordische Rieckengestalten und weißblonde Germaninnen, in Evolène eintrafen und ein schwerer Troß von technischem Personal und Apparaten das letzte freie Bett, die Stadel und Gaden belegten, hieß es, so groß hätte man sich die Sache nicht vorgestellt und in aller Eile mußte eine vollständige Umgruppierung und Neuorganisation vollzogen werden. Und als der Regisseur mit diktatorischem Ermessen seines Amtes walten sollte, schnitt er ein mürrisches Gesicht: der Roman spielt im Jahr 1801 und nun sehen sie diese Leitungsdrähte, die man nicht wegnehmen darf und die neumodischen Gasthöfe und Garagen mitten im Dorf, wie soll ich hier stilrecht und historisch getreu meine Volksszenen aufbauen, einfach unmöglich.

Also ward ein Erkundungsrütt nach Arolla ausgeführt und siehe, die erste Schwierigkeit war gelöst. Was man haben mußte, war alles beisammen: Gletscher, herrliche Alpen, Bärchen- und Arvenwälder, Felsstürze, Wasserfälle und schwindelhohe Zinnen und Gipfel, eine unvergleichliche Hochgebirgslandschaft, die ringsum von der Kamera noch eingefangen wird. Während die fünf Hotels in Arolla sich auf den Empfang vorbereiteten, wurden in Evolène und Haudères bei strahlender Sonne kleine Szenen gedreht, und eines Morgens trampeln von nah und weit die Maultiere ins Dorf, es wird geladen und gebastet und die Künstler, die am nächsten Tage ihre Rolle spielen müssen — Filmkünstler gehören zu den allerhöchsten Herrschaften, die nie zu Fuß gehen — sie sitzen auf. Eine Kolonne von 57 Maultieren und ebenso vielen Führern und Führerinnen trottet dem neuen Ziel entgegen. Am nächsten Tag wird der Nachschub militärisch geordnet und es finden 2/3 der Bevölkerung bei den Aufnahmen oder in der hintern Linie ein gutes Auskommen.

Wer kennt die Alp Praz gras ob Arolla? 2400 Meter über Meer, in einem Blumengarten zwischen Felshecken, überglänzt von den Silberauen des Montcollon und der Pigne d'Arolla. Vor Tag und Tau ist die mitwirkende Bevölkerung aufgebrochen und mit der Kuhherde, die heute die Alp bestöbt, erscheinen sie in Scharen auf der befohlenen Warte. Mit groben Sackmessern stuzen die Metzler die Hornspitzen der zum Kampf bestimmten Tiere und runden die Enden mit Steinen. Selten oder nie geschieht es, daß ein Tier beim Ringstechen sich verletzt. Vor einem Preisrichterkollegium sollen je zwei der Tiere gegen einander kämpfen, bis die stärkste der Kühe als Alpkönigin obenaus schwingt. So ist es hier noch Sitte und Brauch. Die Tiere scharren den Boden auf, stoßen und brüllen, als ob sie den Augenblick nicht erwarten könnten, wo sie den Ringplatz betreten dürfen.

Unterdessen sind die Friseure und das Ankleidepersonal emsig an der Arbeit, es müssen über 200 Personen kostümiert, geschminkt und gepudert und mit Perücken versehen werden. Professor Rainer mustert die Trachten und prüft jede einzelne Figur, ob alles klappt. Fomolka (Fridolin Bortès), der heute zwei Königinnen gewinnen will, die Alpkönigin und die Pia, schwingt prächtig die kuhleberne Peitsche. Sein Rivale Dieterle (Josmar) hätschelt seinen Liebling, während Maly Delschaft (Pia Schwif) unter einer Decke ruht und wartet, bis sie gerufen wird. Man stellt die Leute für die erste Volksszene zusammen, die Operateure schreien sich heifer, der Regisseur tutet unwirlich durch das Sprachrohr, die Uebersetzer wiederholen, man übt und übt, sieben,



Aus dem Petronella-Film; Kirchweih.